Die zukunft Englands

Leo Frobenuis

Erscheint in zwanglosen Heften zum Preise von 60 Pf. bis 1 Mk. 50 Pf.

Preis 80 Pf.

Freie Warte.
Sammlung moderner Flugschriften.
Herausgegeben von Dr. Ludwig Jacobowski.

Die Zukunft Englands.

Eine kulturpolitische Studie

von

Leo Frobenius.

* * *

J. C. C. Bruns' Verlag.
Minden i. W.
1900.

Herm. Hirzel

Jedes Heft ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Prospekt.

Die Unterzeichneten werden in zwangloser Folge unter dem Titel

Freie Warte

eine Sammlung von Schriften — je im Umfange von 2—5 Bogen und **je zum Preise von 60 Pf. bis 1 Mk. 50 Pf.** — veröffentlichen, deren Aufgabe es ist, wichtige Fragen der Gegenwart und hervorragende Erscheinungen moderner Kultur in geschlossener Form zu behandeln.

Die Sammlung Freie Warte beruht auf dem Gedanken, daß die Kenntnis derartiger Fragen und Aufgaben ein Bestandteil moderner Bildung ist, daß aber andererseits jene Organe fehlen, die diese Kenntnis ausreichend vermitteln könnten.

Zeitschriften und Zeitungen müssen sich bei der Vielseitigkeit ihrer Aufgaben und der drängenden Hast der aufeinander folgenden Ereignisse der Kürze befleißigen — und dicke Bücher zu lesen, ist für den Gebildeten unserer Tage leider nahezu eine Unmöglichkeit geworden.

Hier nun soll die Freie Warte einsetzen!

In gedrängter Form wird sie die verschiedensten Fragen der Gegenwart in den Bereich ihrer kritischen Beleuchtung ziehen, sie wird der Reihe nach das gesamte geistige Leben mit der Fülle seiner Erscheinungen, Aufgaben und Ziele vorüberziehen lassen und der Allgemeinheit vermitteln.

Die stattliche Reihe berufener Autoren, die ihre Feder in den Dienst der Freien Warte stellen werden, bürgen für ihre Lebenskraft und leisten für ihre Durchführung Gewähr.

Die Freie Warte wendet sich an die **Gebildeten aller Stände.**

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlags.

Freie Warte.
Sammlung moderner Flugschriften.
Herausgegeben von Dr. Ludwig Jacobowski.

Die Zukunft Englands.

Eine kulturpolitische Studie

von

Leo Frobenius.

Inhalt.

J.C.C.B. 1834

Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1900.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden i. W.

I.

Einleitung.

Ein ganz großer Historiker Englands, kein anderer als Professor Marshall hielt anno 1899, kurz vor Ausbruch des Burenkrieges, in London einen Vortrag über die römische Weltmacht. England regte sich sehr an diesem Colleg auf. Denn der Gelehrte zog eine Parallele zwischen Rom, dem Staate des wahren Imperialismus, und England, dem Lande der imperialistischen Sucht.

Wie alter Wein glitt den hochmütigen Söhnen Albions dieser Trank durch den weitgeöffneten Mund. Die große Idee, daß das jungimperialistische England die Gesetze des Werdens und Bestehens des altimperialistischen Rom befolgen müßte, — das Analogon: hier die Vernichtung der karthagischen Flotte als Beginn der Großmacht Roms, dort die Zerstörung der Armada als Grundsteinlegung des die Welt beherrschenden England, -- das imponierte, das fesselte, weil es angenehm kitzelte. Und die Mahnung, die Marshall an diesen Vergleich knüpfte, die Mahnung, die Weltherrschaft, wie sie das alte Rom besessen hat, für Großbritannien in Anspruch zu nehmen, zu

erkämpfen, zu erhalten, — ach! das war doch eine liebliche Sache für die lieben Insulaner.

Aber siehe da, es geschah das Wunderbare, daß die englische Presse eine andere Anschauung produzierte, die einen ebenfalls sehr großen Anhängerkreis gewann. Es hieß, der Vergleich sei falsch. Rom sei das kriegerische Volk gewesen, Carthago das handeltreibende. Daher müßte man Englands Entwickelungsbedingungen am Geschichtsthermometer der carthagischen Großmacht ablesen. Carthagos Macht habe in seiner Flotte gelegen und daher — mein Gott, was wollen denn die Engländer mehr? Sie haben doch ihren Stein der Weisen danach schon lange gefunden. Sie bauen ja schon lange immer so große Flotten, daß sie je zwei Kontinentalmächte zusammen übertrumpfen. Demnach solle man mehr aus Carthagos, denn aus Roms Geschichte die Lehre für sich selber ziehen und danach trachten, die erste Seemacht der Welt zu bleiben, damit man auch die erste Handelsmacht bleibe und noch mehr als heute werden könne.

Es giebt eine niederschmetternde Ironie des Schicksals. Wie ein Hohnlachen des Schicksals wirkte es, wie ganz kurz nach dieser Selbsterbauung und Selbstverherrlichung die Nachrichten vom Zusammensinken der englischen Militärmacht im südafrikanischen Kriegsgebiet in die Welt klangen. Wer hat seitdem in England die Parallele zur carthagischen Kriegsgeschichte fortgeführt? Wer hatte den Mut? — Seitdem schweigen die englischen Historiker über das bewußte Thema.

Als Antwort auf die Ausführungen Professor Marshalls legte ich eine knappe Abhandlung über die englische Weltherrschaft vor, die in den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft (herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft) veröffentlicht wurde. Diese kleine Arbeit hat ein außerordentliches Wohlwollen erfahren, und

es ist mir der lebhafte Wunsch vielseitig vorgelegt worden, ich möchte die darin entwickelten Ansichten und Beweise weiter ausführen und als selbständige Schrift weiteren Kreisen zugänglich machen.

Wenn ich nunmehr diesem Wunsche nachkomme, so muß ich vor allen Dingen den Leser davor warnen, sich auf eine Orakelei, eine Wahrsagerei oder sonstige Zukunftsbestimmung zu spitzen, ebensowenig, wie er erwarten darf, daß ich mich auf eine Geschichtsspielerei à la Marshall und Genossen einlassen werde. Für mich kann es sich lediglich darum handeln, die einzelnen Faktoren der Entwickelungsgeschichte, die Wesenszüge des geschichtlichen Wachstums festzustellen. Und ich thue dieses gerne im Interesse der Allgemeinheit in Deutschland. Denn auch bei uns ist die behaglich-breitspurige Kannegießerei in politischen Dingen sehr beliebt. Es ist ja so fürchterlich gemütlich einerseits und nervenkitzelnd andererseits, beim Schoppen zu sitzen und an der Hand der im Geschichtsunterricht und in der einen oder anderen Zeitung erworbenen Kenntnisse sich das Zukunftsbild eines Staates klar zu machen. Ist man nun einmal nicht Minister und Diplomat — und es ist sicher sehr schade, daß das nicht der Fall ist, denn man hat sicherlich das Zeug dazu! — nun, so kann man desto freier (nämlich von Verantwortung!) einmal einen Staat aburteilen.

Ja, einen Staat aburteilen! Die letzten Jahre gaben so schöne Gelegenheit dazu. Was war da nicht alles „unfähig, von diesem Schlage sich wieder zu erholen". China, Spanien, Frankreich (nach der Dreyfussache und dem Guerinlustspiel) sind so totgesagt worden. — Und zur Zeit ist England am Strang der öffentlichen Bierpolitik.

Ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Es liegt mir nichts daran, für England eine Lanze zu brechen, gar nichts. Ich habe weder Sympathien noch große Befürchtungen in diesen Richtungen (Be-

fürchtungen, daß der englische Hochmut sich dieses Mal vielleicht doch um die wohlverdiente Züchtigung drücken könnte!), ich habe aber als Gelehrter die Pflicht, immer wieder die Wissenschaft vor dem sehr gefühlvollen aber deshalb um so gefährlicheren Regime der Menge zu schützen.

Danach wird jeder schon besser den Zweck und die Aufgabe der vorliegenden Studie ermessen können. Ich will Front machen gegen den großrednerischen Engländer. Die Wissenschaft ist international, und der englische Gelehrte steht ebensogut vor der heimatlichen wie vor unserer deutschen Jury. Und das will ich dem Herrn zeigen, daß das keine Wissenschaft ist, was er da lehrt, sondern nur ein Poussieren mit den Instinkten, den sehr, sehr sich selbstgefährlichen Instinkten der eigenen Nation.

Den braven und lieben Landsmann, der so gern auch ein Wörtlein in rebus politicis redet, möchte ich gleichzeitig warnen, ihn schützen vor einem Fehler. — Ich kann das beides vereinen, indem ich die Wesenszüge einer solchen Betrachtung vorlege.

Das ist nun allerdings gar nicht spaßig und ganz ohne den angenehmen Nervenkitzel. Es handelt sich für mich darum, erst den Begriff der Kultur klarzustellen, die wichtigsten Gesetze kulturellen Wachstumes zu beleuchten und so das Material für die Kritik vorzubereiten.

Denn im Begriffe „Kultur“ lagert das ganze Rätsel. — Da haben wir den großen Fehler, den in der entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung der Staaten zur Zeit wir alle zu begehen geneigt sind. Nicht nur nämlich, daß unser waffenstarrender Frieden ein Unikum in der Weltgeschichte ist, eine Erscheinung, wie sie in diesem Umfange nur aus älteren Zeiten her bekannt ist, — nein, wir werden von dieser

rasselnden, klirrenden, aufdringlichen Thatsache auch in unserer Anschauungsweise beeinflußt und verführt. Wir fangen an, alle die großen politischen Fragen nur durch die Soldatenbrille zu sehen. Und diese politischen Fragen sind im Großen genommen doch nur kulturelle Fragen.

Wir alle nämlich sind geneigt, die Zukunft eines Staates nach der militärischen Kraft und Leistung, nach den momentanen Leistungen im Felde zu beurteilen. — England mag meinetwegen von den Buren, in Ägypten, in wer weiß welchen Kolonialdistrikten geschlagen werden, — hurra, jubelt die England feindliche Presse: „Mit England ist es aus.“ Das ist der Fehler. Denn damit — nur ein Beispiel — wird die Macht der englischen Börse nicht verschwinden. Das feine Gewebe und System der kulturellen Beziehungen, das weit über die einzelnen Staaten sich hinzieht, wird von solchen momentanen Ereignissen wenig berührt.

Darum also, weil wir auf diesem Gebiete zu schweren Irrtümern neigen, darum schiebe ich das kulturelle Problem in den Vordergrund.

Wenn ich nun, um dieses zu erläutern, gerade die Geschicke des einen Staates England in Erwägung ziehe, so geschieht das, weil dieser mir am besten die Möglichkeit in die Hand giebt, in das ebenfalls kulturelle Problem der Kolonisation hineinzugreifen, das das dominierende, wichtigste, gewaltigste Problem unserer Zeit ist. Dem Zeitalter der geographischen Entdeckung mußte und muß noch immer das Zeitalter der kulturellen Kolonisation folgen. Darin aber sehen wir Deutschen im allgemeinen zu eng. Der Grund hierfür liegt in der Betrachtungsweise. Wir, die wir eingekeilt sind in großen Landmassen, bewegen uns schwerfällig. Auch da, wo wir am Meere

wohnen, ist dies Meer nur ein Binnenmeer oder der Eingang zu einem Erdteile verbindenden Meere.

Aus diesem Grunde kennen wir die Welt zu wenig. Zeitung, Karte und Historie sind theoretische Hülfsmittel; die praktische Erfahrung fehlt. Man möchte meinen, die Menschheit komme selbst nicht heraus aus dem Staunen über die Geschäftigkeit, Schnelligkeit, Sicherheit, mit der sie heute das Netz ihrer Kultur über die Erde hinweg ausspannt.

Aber der Einzelne fühlt es nicht, denn er ist Glied, Teil, nur ein ganz winziges Teilchen der Kulturmaschinerie. Er kann nicht das Ganze übersehen. Wir Deutschen, wir Phlegmatiker in eigenen Dingen, wir können es um so weniger, als wir eben noch nicht die Erfahrungen sammelten, die nur Küstenvölker schnell einheimsen können.

Daher wird es gut sein, einmal kurz Ausschau zu halten, kurz nachzuprüfen, wie das Kulturproblem der Kolonisation aussieht.

Demnach bringe ich erst eine kurze Skizze der Wesenszüge der Kultur, dann die Entwickelungsgeschichte der europäischen Kultur, gleichsam als Beleg, als Beispiel, als Beschreibung des uns bekannten Teiles jenes Entwickelungszeigers, dessen Spitze im undurchsichtigen Nebel der Zukunft aufzusuchen ist.

Man wolle mir also ein Wort über die Kultur gewähren.

II.

Das Kulturproblem.

Ehe wir uns ein Urteil über die Funktionen eines so komplizierten Kulturmechanismus wie die eines modernen Staates bilden können, zumal über die zukünftigen Funktionen, — meine ich, müssen wir uns ganz im klaren sein über die Lebensformen dieses Staatswesens. Das ist das Problem der Kultur, denn der Staat ist ein Kulturprodukt.

Im allgemeinen weiß ein jeder, daß man das Wort „Kultur“ dem Worte „Natur“ gegenüberstellt. Man bezeichnet die Kultur als die „Überwinderin der Natur“, spricht von „Naturvölkern“ im Gegensatz zu „Kulturvölkern“, hat die „Kulturgeschichte“ hier und die „Naturgeschichte“ dort. Es ist also durchaus üblich, die Geschichte der menschlichen Kultur gesondert von der Geschichte der Naturformen, der Pflanzen, Tiere, Gesteine ꝛc. zu behandeln.

Fassen wir beide Dinge entwickelungsgeschichtlich auf, so erkennen wir die frappierende Thatsache, daß wir über das Werden der natürlichen Organismen und der anorganischen Welt besser unterrichtet sind als über die Entstehungsgeschichte der menschlichen Kultur. Denn große

Gelehrte wie Sprengel und Darwin — es ist leider in Deutschland immer noch zu wenig bekannt, daß ein Deutscher schon lange vor Darwin das Descendentalgesetz in seinen Fundamenten erkannt hat, — haben uns verstehen und erkennen gelehrt, wie durch bestimmte Paarungsformen verschiedene neue Formen gezeugt würden, wie ein Werk aus dem anderen entstand, von den Mikroorganismen aufwärts bis zum Affen und seinem Vetter — nicht! Nachkommen, — dem Menschen.

Ich betone gleich an dieser Stelle, daß derartige Erkenntnisse nicht nur einen idealen Wert haben, wie praktische Leute so oft behaupten, sondern auch einen durchaus realen Nutzen. Denn diesen Paarungs- und Descendentalgesetzen folgend hat unsere Landwirtschaft und Viehzüchterei durch Kreuzungen prächtige Resultate erzielt. — Ich betone es, jede derartige Erkenntnis hat ihren großen Wert auch im praktischen Leben.

Wie gesagt — mit den Naturwissenschaften fand sich die Menschheit schon lange ab. Viel weniger mit den Kulturwissenschaften (im großen Sinne). Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch begnügte sich die Menschheit mit der historischen Betrachtung der eigenen Kulturform, d. h. mit der Feststellung, wie und wann und von wem die Änderung in Gesetzgebung, Kunst, Industrie 2c. 2c. festgelegt wurde, wer das erfunden, wer jenes entdeckt hat. Nur wenige größere Geister (Philosophen des Altertums zumal) suchten tiefer zu greifen, aber zu dem Wesentlichen, nämlich zu den Gesetzen, nach denen sich die Kultur umbildet, dazu gelangte die Wissenschaft nicht.

Und doch müssen uns die Gesetze der Umbildung und Erweiterung der Kultur interessieren, müssen sie für die Frage nach der zukünftigen Gestaltung von großer Wichtigkeit sein. Denn wir haben ja in

Professor Marshalls Vortrag den Beweis dafür, wie not uns eine solche Kenntnis thut und wie wir leider immer noch historisch nach Analogien suchen, nach äußeren Parallelerscheinungen, weil uns die Kenntnisse der Entwickelungsgesetze fehlen.

Zu diesen Kenntnissen führt nun keinerlei tiefsinnige Philosophie, kein Spintisieren, sondern ein ganz einfaches Beobachten des allernächst Liegenden. Wir leben doch selbst im Bannkreis dieser Kultur; wie sollten wir da ihr Wachsen nicht sehen können? Wir brauchen ja nicht das Allerschwerste gleich heranzuziehen, die Geschichte der Staaten, der Rechte, der Religion ꝛc. — nein, begnügen wir uns mit ganz handgreiflichen, naheliegenden, faßbaren Dingen; beobachten wir z. B. einmal, wie eine einfache technische Erfindung gemacht wird!

Die einfache technische Erfindung ist nichts als eine Kombination. So werden zwei gegebene, schon vorhandene Hülfsmittel verbunden, — wohl zu beachten, organisch, d. h. im Wesen verbunden; schon ist die neue Erfindung gemacht. Fangen wir das Beobachten derart an, dann entdecken wir, daß jede Erweiterung, Umbildung, Entwickelung der Kulturgüter nichts weiter ist, als ein Fortführen, Kombinieren, Erweitern, Verschmelzen. — Auch in der Kultur herrscht das Descendentalgesetz, das Paarungsgesetz. So fällt keine Idee, kein Gedanke einer neuen Sache vom Himmel. Man vermag nur zu schöpfen und zu entwickeln mit und aus dem Material der Erfahrungen und dem, was schon vorher bestand.

* * *

Es gilt also, bei der Betrachtung der Kultur von ihren organischen Eigenarten, ihren Eigenarten als sich fortpflanzungsfähigen

Wesen auszugehen. In den Säugetieren haben wir eine Reihe verschiedener Gruppen, in den Gruppen wieder einzelne Arten. Das ist in den Kulturen ebenso. In der europäischen haben wir verschiedene Gruppen der Industrien, verschiedene Gruppen von Staatsgebilden 2c. In den Gruppen wieder einzelne Arten 2c. bis in die feinsten Differenzierungen hinein. — Der Unterschied zwischen den Variationen der Natur und denen der Kultur ist sehr einfach. In der Natur klar ausgebildete Typen, faßbare Varianten, in der Kultur dagegen ein allseitiges Übergreifen, das ein Studium im Sinne der Descendentallehre sehr schwer macht, — so wir nur die Beispiele aus unseren komplizierten Kulturgebilden wählen.

Viel einfacher ist es, die einfachen Kulturformen auf ihre Entwickelungsgeschichte hin zu untersuchen; da sind die Staaten noch abgesperrt, da leben die Industrien noch getrennt, da spricht noch die geographische Grenze ihr ausschlaggebendes Machtwort. Deshalb gehe ich nur von den ganz einfachen Kulturen aus.

* * *

Die niederen Kulturformen haben folgende charakteristische Merkmale:

1. Die Paarungsweise ist eine wesentlich indogame, d. h. fast alle Umbildungen sind auf Vermischung zweier Formen derselben Art zurückzuführen; alle Bogenformen mischen sich, Schilde mit Schilden, Saiteninstrumente mit Saiteninstrumenten 2c. Dabei ist der Entwickelungstrieb ein schlichter Selbsterhaltungstrieb. Es herrscht gar nicht das Streben, es besser zu machen, als es bisher Sitte war, ja, der Gedanke, daß man es besser machen könne, fehlt durchaus. Die Erfindungen

ergeben sich von selbst. Der den Fuß schneidende Stein am Wege wird zum Messer, der vom Baum herabfallende Ast, der den Wanderer an den Kopf trifft, zum Wurfgeschoß. „Nebenbei" — und ohne Absicht ward das Feuerzeug erfunden, als der primitive Mann ein Loch bohrte. — Es kommen exogame Paarungen vor, aber sie sind unwesentlich. Der Mann findet eine im Feuer geschmolzene Glasmasse. Er schmückte sich schon vordem, nun fügt er den Glasputz hinzu. Das ist noch nicht exogame Paarung. Diese treffen wir aber zum Beispiel bei der Entstehung der Trommel an. Einerseits stampfte man im Mörser den Reis, die Hirse ꝛc. Das Ohr gewöhnt sich an den rhythmischen Schlag, und die Gewohnheit ward lieb. Dann „gerbte" man Felle in einfacher Weise: man schlug sie mit Stöcken, bis sie mürbe und weich waren. Auch hier ward die rhythmische Walkerei angenehm. Paarung: Man spannte das Fell über den Mörser. Das ist die erste Trommel, entstanden in exogamer Paarung.

2. Die natürliche Arbeitsteilung ist eine durchgehende. Die natürliche oder geschlechtliche Arbeitsteilung reicht sehr weit zurück. Während bei den hermaphroditischen Geschöpfen ein Individuum alle Funktionen der Fortpflanzung übernimmt, tritt bei höheren die geteilte Thätigkeit auf, und mit dieser Arbeitsteilung Hand in Hand geht die größere Ausbildung des Organismus selbst. Als derart höher ausgebildetes Wesen tritt der Mensch in die Kulturentwicklung ein. Und diese natürliche Arbeitsteilung vermögen wir auch bei den niederen Kulturen noch sehr schön zu bemerken. Es ist also die natürliche Arbeitsteilung in der Kultur nichts weiter als eine Folge der natürlichen g e s c h l e c h t l i c h e n Arbeitsteilung. Die Weiber haben das Haus zu besorgen, die Männer gehen zur Jagd ꝛc. Ich erwähne nur einige typische Erscheinungen, daß nämlich z. B. Männer und Frauen ver-

schiedene Geräte und Gefäße haben, daß beide verschiedene Feuerzeuge besitzen oder auch nur untereinander „Feuer borgen" dürfen, nie aber Männer von Frauen oder Frauen von Männern. Das ist aber natürliche Arbeitsteilung, bei der bemerkenswert ist, daß jedes Weib Körbe flechten, Wurzeln kochen, Töpfe brennen, sticken, nähen 2c. kann, daß jeder Mann seine Waffen selbst herstellen, seine Beute selbst braten, seine Trommel schnitzen, weben, segeln, 2c. kann.

3. Die Verbreitungsweise ist geographisch scharf begrenzt. Ich will das an einem sehr wichtigen Beispiel erörtern. Die asiatische Kultur drang über den ostindischen Archipel (die Sundainseln 2c.) nach Polynesien. Sie tritt mit einer starken Verwendung von Fell, Leder, Därmen 2c., also tierischen Materialien, im ostindischen Archipel ein. Jenseits der großen Inseln aber, wo keine großen Tiere mehr auf den kleineren und ganz kleinen Inseln Polynesiens vorkommen, da verschwinden alle jene Geräte, die aus Fell, Leder oder anderen tierischen Substanzen entstanden sind, sie verschwinden, oder verkümmern in der Herstellung aus Pflanzenfasern derart, daß sie kaum wiederzuerkennen sind. Und das, trotzdem wir aus den Sprachen entnehmen können, daß die „Rasse", die diese Kultur nach dem ostindischen Archipel und von da nach Polynesien trug, die gleiche ist. Und war es auch nicht die gleiche Rasse, so war es doch die gleiche Kulturwelle. — Ähnliche Beispiele habe ich für Afrika nachgewiesen.*) Hier ist der Fall noch viel bezeichnender. — Ich weise auf noch eines hin: Wir sehen im Geiste ein Volk friedlich im Thale hausen. Es hat seine eigene

*) Ich verweise auf meinen „Ursprung der Kultur" Bd. I, 1898. Gebr. Borntraeger, und zumal die Broschüre: „Die naturwissenschaftliche Kulturlehre" 1899. Ferd. Dümmler, Berlin. In letzterer Broschüre sind die einzelnen Thatsachen, die in diesem Abschnitt kurz erwähnt worden, eingehender und übersichtlich nebeneinandergestellt an der Hand einer umfangreichen Beispielsammlung.

Sprache, seine eigenen Waffen. Jetzt stürzt sich vom Gebirge ein roher Stamm herab. Er überfällt die friedlichen Arbeiter, teilt das Land unter die Brüder des Stammes und macht die Unterworfenen zu Sklaven. Aber siehe da: nach einiger Zeit hat der eingefallene Stamm seine Sprache aufgegeben. Er spricht den Dialekt der Thalbewohner; er hat die eigenen Waffen aufgegeben. Er kämpft mit den Waffen der Unterworfenen.

* * *

Die hohen Kulturformen zeigen dagegen wesentlich andere Merkmale. Ich bitte zu beachten, daß es keine schroffe Kluft zwischen hohen und niederen Kulturen giebt, daß alle Merkmale der hohen Kulturformen in den niederen wurzeln, die in ihren embryonalen Anfängen schon nachweisbar sind. Im übrigen stelle ich folgende Eigenarten der hohen Kulturformen fest.

1. Die Paarungsweise ist eine wesentlich exogame, d. h. alle Um- und Neubildungen stellen Mischungen verschiedener Arten dar. Man betrachte irgend eine neue Erfindung, von der einfachsten bis zu der kompliziertesten. Die Materialien werden kunterbunt durcheinander geworfen. Eines stützt das andere, eines verbindet sich mit dem anderen.

Dabei ist wichtig, daß nicht nur der schlichte Selbsterhaltungstrieb und ganz einfache, natürliche Instinkte den Entwickelungsgang fördern. Das niedere Naturvolk schmückt sich instinktiv, selbstverständlich, überlegungslos. Der Kulturmensch prüft die Wirkung der Kleider zu dem Haar, zur Haut, wie sich ein Schmuck ausnimmt 2c., und während das Naturweibchen immer zur Überladung, Überfüllung neigt, zeigt sich der

Kulturgeschmack in weiser, wohlberechneter Beschränkung. Doch das ist nur ein nebensächliches Beispiel. Viel wichtiger ist es, daß der ganze Entwickelungsgang einer anderen Triebkraft unterworfen ist. Im Anfange haben wir die Entstehung und Entwickelung unter dem Drange der Not, im Kampfe um das Dasein in der Natur. Das ist der Selbsterhaltungstrieb, der nicht über den schlichten Zweck der allernotwendigsten Schutz- und Trutz-Leistung hinausreicht. Die hohe Kultur hat dagegen das logische Zweckbewußtsein als schöpferische Triebkraft, und diese verstehen wir aus der andersartigen Arbeitsteilung heraus.

2. Die kulturelle Arbeitsteilung kennzeichnet sich in der Schöpfung des Berufes. Früher stellte ein jeder sich ja selbst her, was er brauchte. Mit dem Aufwachsen der Kultur teilte sich aber die Thätigkeit. Schon bei den Naturvölkern sehen wir hie und da, daß der eine schmiedet, der andere zaubert. Später gleitet jedes Handwerk in bestimmte Hände. Die Kaste ist die erste Folge dieser Teilung gewesen. Es war das eine Übergangsstufe, die zur heutigen Gewerbefreiheit führte. Kastenwesen bedeutet Vererbung der Geschäfte in der Familie. Es stellte sich ganz von selbst ein, als die technische Entwickelung so weit gedieh, daß einer nicht mehr alles, was zu der Menschen Bedürfnis gehört, leisten konnte.

Überspringen wir die Übergangsstufe des Kastenwesens und vergleichen wir die Einwirkung der kulturellen Arbeitsteilung, im Gegensatz zur natürlichen, so sehen wir, daß letztere eine wesentliche Verschiebung mit sich brachte. Früher arbeitete jeder jedes Ding der Überlieferung, dem alten Brauche entsprechend. Jetzt arbeitet er immer an einer Sache, lernt sie besser kennen und schneller verrichten. Vor allen Dingen erwächst ihm aber die Konkurrenz.

Denn mit der kulturellen Arbeitsteilung ist unbedingt eine sehr

wichtige Beschleunigung der Entwickelung des Geldes eingetreten. Ein Ausgleichsmittel in der allgemein wichtigen Wertmessung wird notwendig. Da man sich nicht alles selbst herstellen kann, ist man darauf angewiesen, durch sein Handwerk so viel zu verdienen, daß man alles kaufen kann, was man braucht. Da aber greift die Konkurrenz ein. Einer sucht die Sache besser zu machen als der andere, denn bei dem wird man kaufen, der sein Handwerk besser versteht und solidere Arbeit liefert.

Auf diese Weise entsteht an Stelle des Kampfes ums Dasein in der Natur der Kampf um das Dasein in der Kultur, der kulturelle Daseinskampf, von dem wir noch häufiger sprechen werden. Dieser kulturelle Daseinskampf bringt neben allen möglichen, wichtigen Nebenerscheinungen vor allen Dingen das logische Zweckbewußtsein hervor, das an Stelle des Selbsterhaltungstriebes schöpferisch wirksam ist.

3. Die Verbreitungsweise der hohen Kulturen ist entschieden weniger scharf begrenzt wie die der niederen. Ich will dies Thema aber in einem eigenen Kapitel behandeln, da es bei der Wichtigkeit für die Titelfrage eingehender besprochen werden muß.

III.

Die Kulturausbreitung.

Da es wahr ist, was wir von den niederen Kulturformen vorhin hörten, daß ihre Verbreitung von den Eigenarten und Produkten der geographischen Provinzen abhängig ist, daß ferner kein logisches Wollen, d. h. Verbessernwollen die geistige Triebkraft der niederen Kulturen darstellt, so müssen wir diesen Kulturformen eine gewisse Unabhängigkeit vom Menschen und Abhängigkeit vom Boden zuschreiben. Deshalb stellte ich seiner Zeit den Satz auf, daß *die einfachen Kulturformen selbständige Lebewesen sind, die mehr vom Boden als vom Menschen abhängig sind.*

Das erregte zuerst großes Entsetzen. Mit Entrüstung wurde die Behauptung zurückgewiesen, denn sie kränkt den eingebildeten Menschen, der sich so gern als den Schöpfer der Kultur hinstellt. Dann bewies ich die Sache nochmals. Man schwieg. Heute wird sie zugegeben.

In der That bietet dieser Satz den Anhaltspunkt auch für alle kulturpolitischen Fragen. Der Boden ist es, der geographische Boden, der die Menschen zur Kulturleistung erzieht. Und das geographische Bild

eines Stückes der Erde wird stets den Hintergrund für die Darstellung der auf ihm statthabenden Kulturgeschichte bieten müssen. Bei den niederen Kulturen ist das leicht nachzuweisen, wie aber bei den höheren?

Fassen wir die vorkommenden Fälle der Kulturausbreitung, zunächst der niederen Kulturen, schärfer ins Auge. Vor allem haben wir uns klar zu machen, was für kulturelle Organismen wir darunter verstehen, dann, welche geographischen Bedingungen wir zu berücksichtigen haben. Für ersteren Gesichtspunkt wird die Einteilung in geistige und materielle Kultur stets ihren Wert behalten, wenn man es auch lernen wird, beide Seiten der Kultur schärfer auseinanderzuhalten. In anderer Hinsicht dagegen wird die kontinentale gegenüber der maritimen (insular nannte ich sie früher) stehen, so wir nämlich die beiden Systeme in Erwägung ziehen wollen.

Die materielle Kultur, die alles Gerät und Wirtschaftsbetriebsmaterial umfaßt, mag in Industrien eingeteilt werden, Industrie ganz weit gefaßt, so daß ich Ackerbau und Viehzucht einbegreife. Es ist selbstverständlich, daß gerade Ackerbau und Viehzucht den wichtigsten Beleg für den Satz der Kulturabhängigkeit vom Boden bieten. Nehmen wir Afrika! Da haben wir den Norden und den Osten mit dem Süden als weite, meist waldfreie Plateauflächen. Das ist ein Land, geschaffen für die Viehzucht, da herrschen die viehzüchtenden Fulbe im Norden, die viehzüchtenden Massai, die Zulu, Betschuana ꝛc. im Süden. Gleiches wissen wir aus dem inneren Asien. Wir sehen hier den Zusammenhang von Viehzucht und Boden einerseits, die große Macht und Gestaltungskraft des Wirtschaftsbetriebes auf die gesamten kulturellen und politischen Funktionen andererseits. Denn der viehzüchtende Nomade, der an das Wandern und Kämpfen gewöhnt ist, ist überall der Eroberer und Herrscher über die ansässigen Ackerbauer.

Auch die Grenzen der Viehzuchtkultur sind durch die geographische Position geboten. Norden, Osten und Süden umgeben in Afrika als steppenreiche Plateauländer die waldigen, niederen Humusländer des Westens und des Kongobeckens. Sowie die Viehzüchter vom Norden oder vom Süden in das Kongobecken eingefallen sind, verfällt die Viehzuchtkultur, und die Macht des Ackerbauers beginnt, der fleißiger und emsiger an der Ausgestaltung seiner an die Scholle gefesselten Kultur arbeitete. Wohl baute auch der Viehzüchter des Nordens und Ostens seine Hirse, aber das ging mühelos. Der Ackerbauer des Kongobeckens mußte für seine Bananen den Urwald erst lichten, und so hängt er denn fest an dem kleinen Raume seines Heimes.

Und gehen wir auf bestimmte Formen des Handwerkes ein, so sehen wir, wie die Eisenindustrie im Bereiche aller Naturvölker am weitesten entwickelt ward in Afrika, wo ein leicht zugängliches Material jeden Tag dem Neger zur Verfügung stand. Und die Eisenindustrie der Naturvölker ist ganz haarscharf durch das Vorkommen dieser leicht erreichbaren Stoffe begrenzt. Das lehrt uns Oceanien. Soweit auf den Asien zu gelegenen Inseln noch das Metall in leicht lösbarer Gestalt auftritt, herrscht die eiserne Hacke, das eiserne Beil, das Eisenschwert. Jenseit jener Grenze aber, also auf den Basalt- und Koralleninseln, mußte das Steinbeil sein Recht wahren, da erhielt sich der hölzerne Grabstock, die knöcherne Pfeilspitze. Ebenso ist's mit dem Bambus. Solche natürlichen Produkte haben ein Einflußgebiet auf die industrielle Thätigkeit, das genau der Ausdehnung der Produktionsgebiete entspricht.

In gleicher Weise die Verteilung der Waffen. Auf den Plateaus und im offenen Lande Speer und Schild; in den Waldgegenden der Bogen, auf den Inseln die Schleuder mit dem wertlosen Geschoß, dem

Stein, dessen Verlust im Meere weniger in Betracht kommt, als der des Pfeiles, der einen höheren Wert repräsentiert.

Als wichtigste Repräsentanten der geistigen Kultur weise ich auf Religion und Staat hin. Von Staatsreligionen im eigentlichen Sinne einer mit festen Dogmen und Mythen ausgestatteten eigentlichen Religion erwähne ich auf der einen Seite den oceanischen Mauikultus, auf der anderen die muhammedanische Lehre in Nordafrika. Hier fällt uns das Wesen der Verbreitung auf. Die afrikanischen Muselmänner pilgern im Gefolge der despotischen Araber und Halbaraber auf den Bahnen der durch diese kulturellen Eroberer zugerüsteten politischen Basis. Wo die Religion hinwandert, faßt sie in ursprünglicher Gestalt sogleich Boden. Der Mauikultus dagegen wird von Polynesien nach Melanesien in einigen Zügen, einzelnen Etappen getragen. Mit Mühe erkennen wir ihn in einigen umgestalteten Mythen der Melanesier wieder. Wie kommt das? Hier tritt uns zum erstenmale schroff das große Problem der Kolonisation auf den beiden Gebieten der kontinentalen und der insularen Kultur entgegen. Die kontinentale Kultur wälzt sich langsam und stetig fort als träge Masse, die immer im Zusammenhange bleibt, die insulare Kultur dagegen bringt ihre Gewächse irgendwohin und — bricht den Zusammenhang der Mutterpflanzung und der Tochterkultur ab.

Im Staatsleben das gleiche. Die flutenden Horden eines nomadisierenden Kriegerstammes überfallen ein Nachbarland und behalten es in ihrer Macht so lange, als die Kraft des ersten Ansturmes, unterstützt durch einen regelmäßigen Verkehr, fortbesteht. Insulare Kulturen, — ich erinnere an die Geschichte Hawaiis, Samoas, Tongas 2c. — vermögen keine dauernde Staatsherrschaft über größere Inselgruppen festzuhalten.

Betrachten wir von dem so gewonnenen Standpunkte andere Symptome im Bereiche der Kulturfortpflanzung bei den Naturvölkern, so treffen wir überall die gleiche Erscheinung. Dies vor allem auch bei der Umbildung der Formen auf dem Wege der Fortpflanzung. Der asiatische Schild und der asiatische Bogen dringen von Norden nach Afrika ein. Seine äußersten d. h. jüngsten Nachkommen sind auf dem östlichen Plateau bis hinab nach Südafrika gelangt. Im Norden stehen die Formen der Ursprungsgestalt am nächsten, nach Süden flachen sie ab, ganz am Ende der Wanderbahn vermag man ein Merkmal der Abstammung nur schwer zu bemerken. Aber zwischen allen Formen ist ein Bindeglied, überall geht eine Form in die andere über. So wälzt sich die Entwickelung mit dem Anschwellen des kulturellen Interessen- und Machtkreises langsam hin.

Anders dagegen die maritime Fortpflanzung. Hier ist alle Entwickelung an den Formen schwerer zu erkennen, denn die eine Insel birgt gar keine Form, jede, wenn sie überhaupt eine hat, eine eigene. Wir erkennen an diesem Symptom den Wesenszug der Entwickelung viel deutlicher noch. Diese außerordentliche Variabilität (d. h. der reiche Formschatz), die Inselkulturen aufweisen, ist einfach zu erklären. Das Gerät kam einmal hierher. Die Beziehung zum Ursprungslande brach ab. Daher bildete sich die Form im Laufe der Zeit und in der Abgeschlossenheit vollständig um.

* * *

Fassen wir das Ergebnis solcher Untersuchungen der Fortpflanzung niederer, primitiverer Kulturen in einem Gegensatze zusammen, so wäre zu sagen, daß die kontinentale Kulturfortpflanzung stetig

und sicher um sich greift, immer weitere Kreise in den eigenen Machtbezirk ziehend, weil die Beziehung zum Herde der Ausdehnung ununterbrochen fortbesteht, wogegen die maritime Fortpflanzung schneller, aber unregelmäßiger, stärker variierend aber beziehungsloser vor sich geht, weil die Verbindung mit dem Mutterboden leicht abbricht und keine konstante ist, sondern, je geringer die mechanischen Mittel des Verkehrs und je schwieriger die Verbindungslinien aufrechtzuerhalten sind, desto schneller und leichter der eigenen Entwickelung überlassen werden.

Die ganze Frage beruht demnach in der Macht und Stärke dessen, was ich mechanische Binde- und Fortpflanzungsmittel nenne. Auf dem Kontinente stellen diese in primitiven Verhältnissen die kulturtragenden Menschen selbst und Lasttiere, auf den Inseln die Schiffe dar. In kulturell höher entwickelten Regionen übernehmen einerseits Post, Eisenbahn, Telegraph, andererseits Dampfer und Kabel das Fortpflanzungswerk. Betrachten wir aber das kulturelle Übertragungswerk der Kulturvölker näher und zwar nicht nur dieses Problem der mechanischen Bindemittel, sondern auch dasjenige der Produktion und der psychischen Übertragungsleistung.

* * *

Der Kulturmensch verfügt über derartig starke und sichere mechanische Bindemittel, daß er die trennenden Meere zu verbindenden Straßen umschuf. Derart durchbrach die Kultur die Gesetze der geographischen Begrenzung, demnach giebt es Schmiede auch in Ländern, in denen kein Eisen produziert wird, weil das Rohmaterial von denjenigen Gebieten ausgesendet wird, die davon in Überfluß haben. Und das ist nicht nur mit dem Eisen so, es ist ganz gleich mit Konserven,

Kleidung, dem Material zu Häusern, kurz und gut die Kolonie vermag vollkommen ihren Bedarf an materieller Kultur aus der Heimat zu beziehen.

Wo liegt nun diese Heimat, dieser Mutterboden? Bei den primitiven Kulturen stammen alle derartigen Kulturströmungen aus dem gleichen Bereich, nämlich zumeist aus der Richtung, aus der die Tochterkultur stammt. Im Sinne der Abflachung ist außerdem die Umbildung der kontinentalen Kulturfortpflanzung eine sehr starke. Stellen wir demgegenüber fest, woher denn die höheren Tochterkulturen ihren materiellen Bedarf beziehen, so machen wir eine Bemerkung, die für die Beurteilung der Kulturabgrenzung eine ganz außerordentliche Bedeutung hat, daß nämlich die materielle Kulturfortpflanzung eine internationale ist. Die deutsche Kultur auf den Inseln der Südsee „ernährt sich" aus allerhand Quellen. Wellblech mag aus Amerika, Kleidung aus England, Konserven aus Deutschland, Korn aus Australien &c. &c. bezogen werden.

Ich bitte diesem Faktor keine zu geringe Bedeutung beizulegen. Es ist ganz richtig, daß es sich hier nur um materielle Kultur handelt. Aber ist es mit dem Kulturzustand im Mutterlande viel anders? Was heißt denn internationaler Wettbewerb? Was bedeuten Weltausstellungen?

Es mag hier ein Beispiel, das charakteristische unter den bezeichnenden herangezogen werden, das der deutschen Landwirtschaft. Dieses bietet nämlich nach zwei verschiedenen Richtungen einen Fingerweis. Wir alle hören es, wie die deutsche Landwirtschaft klagt und jammert, wie sie die Regierung beschwört, ihr aus der Notlage zu helfen. Und ganz einfache Thatsachen belegen es, daß diese Notlage vorhanden ist, während es eine gewisse Albernheit genannt werden muß, wenn den

Landwirten, die daheim auf die beschränkten Produkte ihres Sitzes angewiesen sind, ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie während ihres kurzen Aufenthaltes in den Großstädten, der wie eine Oase in ihrem abgeschlossenen Lebenslauf erscheint, den Sektpfropfen knallen lassen. Andererseits schieben die Landwirte einen zu großen Teil ihrer mißlichen Lage auf das Konto der „Handelsverträge", die doch nur eine vorübergehende Beeinflussung ausüben.

Man stellt mit Berechtigung dem Stand des Landwirtes den reichen Verdienst des Getreideimporteurs und den siegreichen Aufschwung der deutschen Industrie gegenüber. Wenn immer billiger das ausländische Korn nach Deutschland kommt, so ist daran schuld, daß andere Länder mehr produzieren als sie konsumieren, und daß die Verkehrsmittel immer stärker, regelmäßiger, billiger werden. Wenn auf der anderen Seite die Industrie, also eine andere Ausnutzung der von der Natur und vom Boden gebotenen Stoffe einen starken Aufschwung nimmt, der der Landwirtschaft außer den pekuniären Nachteilen auch noch die Entziehung menschlicher Arbeitskraft bringt, so liegt der Grund hierfür darin, daß der Industrie die Maschinenkraft zur Verfügung steht, während die Landwirtschaft auf die beschränkte, menschliche Arbeitskraft angewiesen ist. Die Maschine leistet auf kleinem Raume und mit verhältnismäßig geringer Menschenkraft viel mehr, als die Landwirtschaft auf weitem Boden. Da nun die große Bevölkerungsdichtigkeit in Deutschland eine wirtschaftliche Ausnutzung des Flächenraumes in der höchsten Potenz bedingt, so dringt die Industrie weiter und weiter vor und die Landwirtschaft kommt zurück. Und so arg man das mitempfinden kann, so schwer der Verlust einer Volkserziehung durch die Landwirtschaft auch in die Wagschale fällt, — ich fürchte, der Rückgang der Land-

wirtschaft ist bedingt durch die Produktionsfähigkeit der Kolonialländer und die höhere Kraftleistung der Industrie.

Treten uns auf diese Weise die Kulturen als „nichtbegrenzt durch staatliche Organisationen“ entgegen, eine Erscheinung, die ihre Belege auch sonst in den Vordergrund schiebt wie in den gleichspurigen Eisenbahnen Europas*), die Möglichkeit mit geringen Sprachkenntnissen auszukommen, internationale Schiedsgerichte ꝛc. ꝛc., so werden wir von demselben Beispiele aus auch auf Merkmale im geistigen Kulturbesitz hingewiesen. Im Gegensatz zur Kultur der Naturvölker, bei denen die höchste Leistung durch Konzentration der menschlichen Kraft erreicht wird (Leistungen der ägyptischen Baukunst durch Massenwirkung, Sklaventum, Menschen als Transportmittel, kriegerische Erfolge durch Übermacht ꝛc.) erreicht in den hohen Kulturen die geistige Kraft einen höheren Wert. Indem ich durch einen Fingerdruck Maschinen in Bewegung setze, die Kraftleistungen ausführen, zu deren Bewältigung hunderte und tausende von Menschen gehören würden, in den Erfindungen der Technik, in den erzieherischen Ideen einer Philosophie, in den Gedankenfäden der Diplomatie, die Reiche zum Sturz und Reiche zu Macht bringen, ist das Beweismaterial für diesen Satz erbracht.

Die geistigen Kulturbesitztümer sind aber gerade so gut international wie die materiellen, ja, sogar noch weit mehr. Denn die Industrie eines Landes, also eine materielle Kulturerrungenschaft, ist immer noch an Produkte des Bodens gebunden (Kohlen, Metalle, Petroleumquellen ꝛc. ꝛc.), während ein geistiges Besitztum durch Bücher, Lehrer, Zeitungen bald Eigentum der „Zivilisation“ wird. Patente werden in allen Staaten genommen, die Religionen haben allenthalben Ver-

*) Anmerkung: bis an die russische Grenze!

treter und Kirchen, die Philosophie eines Kant wird auf allen Universitäten gelesen, den Faust Goethes kennt jeder, und ein Telegramm vom Südafrikanischen Kriegsschauplatz, an einem Tage in London veröffentlicht, wird am anderen Tage in allen Zeitungen der „zivilisierten“ Welt abgedruckt.

Von diesem einen Gesichtspunkt, der der wichtigste aller in Frage kommenden ist, daß nämlich die Kultur Europas ꝛc., die hohe Kultur unserer Zeit eine einheitliche ist, müssen wir ausgehen, wenn wir die Entstehungsprobleme eines Staates oder auch die Probleme der Kolonisation in Erwägung ziehen wollen.

Für uns Lebende und für den Staatsbürger ist es wohl nicht sympathisch, die Geschichte des eigenen Staates der Geschichte der Gesamtkultur unterzuordnen, auch nicht leicht verständlich, weil für uns die Differenzen der Rassen und Staaten wichtiger und näher liegend erscheinen. Aber hier gilt es, weiter zu sehen, einen höheren Standpunkt einzunehmen. Aus dem Fehler, den Marshall begangen hat, sieht das jeder sogleich. Denn der Gelehrte hat in seinem Vergleiche Englands mit Rom es übersehen, daß zu Roms Zeiten ein Staat und eine Kultur sich deckten, während zu unseren Zeiten eine Kultur von so und so vielen Staaten getragen wird.

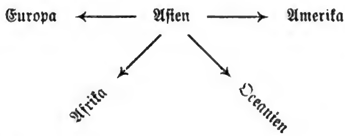
Die Geschichte dieser Kulturentwickelung müssen wir uns aber auch geographisch klar machen, ehe wir die Probleme unserer Zeit und unserer Kultur, der Kolonisation, der Staatskraft und der Kriege ganz ermessen können. Doch hierfür ein eigenes Kapitel.

IV.

Geschichte unserer Kultur.

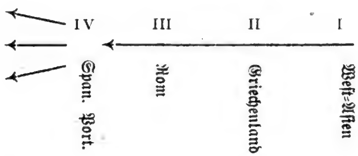
Vom Wesen der Kolonisation.

Die ethnologische Forschung stellt fest, daß das Bild der überall heute dominierenden Kultur schematisch dargestellt folgendermaßen aussieht:



Es ist sicher, daß es vor der so gefaßten Kulturepoche manche andere gegeben hat, die aber in allen Gegenden der Erde nur noch trümmerhaft und kümmerlich erhalten angetroffen wurden. Wo aber unsere Reisenden auch einen kräftigen Kulturaufschwung in Asien näher gelegenen Ländern beobachteten, waren es überall die Symptome der asiatischen Kultur, z. B. der asiatische doppelt gekrümmte Bogen, der doppelgriffige runde Lederschild, die als in stärkerer Entwickelung begriffen bezeichnet werden müssen.

Ein Teil dieser asiatischen Kultur nun ist die derzeitige sogenannte zivilisierte Kultur, die europäische, wie ich sie nach dem Mutterboden benenne. Behalten wir im Auge, daß mit dem Austritt der asiatischen Kultur aus dem westlichen Asien die erste Epoche der europäischen Kultur beginnt, die ich folgendermaßen schematisch darstelle:



Das heißt nämlich:

I. Stadium. Wir sehen die asiatische Kultur an die Gestade des östlichen Mittelmeeres treten und so, der Wandertendenz dieser Kultur entsprechend, die Befruchtung Europas vornehmen. Die asiatische Kultur war naturgemäß eine kontinentale, d. h. eine sich schwerfällig auf kontinentalem Boden hinwälzende, in geringem Grade variierende Kultur. Im *nördlichen, d. h. kontinentalen Europa* konnte sie selbstredend wenig von ihren derartigen Eigenschaften einbüßen und daher treten uns z. B. die Germanen und Kelten als Träger dieser kontinentalen, schwerfälligen, wenig variierenden Kultur in der römischen Geschichtsschreibung entgegen. Ganz anders im *südlichen, peninsularen Europa*.

II. Stadium. Sowie nämlich die asiatische Kultur die Gestade des Mittelmeeres erreichte und sich hier ansiedelte, verlor sie mehr und mehr ihren kontinentalen Charakter. Die Umwandlung zur maritimen

Kultur konnte auf asiatischem Boden nicht vor sich gehen, denn Asien bietet zu lange Küsten. Sowie aber die Befruchtung Griechenlands eintrat, war der günstigste Boden für eine Pflanzung maritimer Kultur im Mittelmeer geboten.

Halbinseln mit vorgelagerten Inseln sind die geeignetsten Regionen für die Erziehung zur Schiffahrt. Und diese Entwickelung des mechanischen Fortpflanzungswerkzeuges der Kultur, das die Meere von trennenden Klüften zu verbindenden Straßen schafft, bringt, wie oben gezeigt wurde, den Variationenreichtum hervor. Von allen Küsten kommen die verschiedenen Formen, Gedanken, Errungenschaften zusammen, um sich immer wieder neu zu paaren, neue Formen zu erzeugen. Das ist der Typus der griechischen Variante, der ersten unter den europäisch-asiatischen Kulturen. Das schnelle, üppige Aufblühen der Staatswesen, der Künste und Wissenschaften ist der Ausdruck einer stark variierenden, peninsularen resp. insularen Kultur.

Das Staatswesen der Griechen! Für uns ein wichtiger Faktor. Wir kennen nur eine griechische Kultur von unserem hochgelegenen Geschichtsstandpunkte. Und doch zerfiel die von Sicilien bis nach Kleinasien herrschende griechische Kultur in viele, viele Staaten. — Ich erwähne das, weil unsere derzeitige europäische Kultur ähnlich organisiert ist, weil es uns aber so schwer wird, den eigenen Typus zu vergessen, die Eigenart eigener (deutscher, englischer, französischer ꝛc.) Variante als unbedeutend gegenüber der Uebereinstimmung der Gesamtkultur anzuschlagen. Doch das nur nebenbei.

Die Ausdehnung der griechischen Kultur umspann die Balkanhalbinsel wie ein Spinngewebe. Daher blieb ihr Machtkreis auf das östliche Mittelmeer und vorzüglich nach der inselreichen Seite hin beschränkt.

III. Stadium. Inzwischen griff die europäisch-asiatische Kultur immer weiter um sich und aus dem ungeregelten Dunstgebräu der äußersten Interessenzone erhob sich unter vielen gleichwertigen Gewalten Rom. Die römische Variante der europäisch-asiatischen Kultur sah anders aus als die griechische. *Die römische Kultur nämlich ist entstanden als kontinentale Kultur auf einer Halbinsel*, während die griechische als *maritime* Kultur auf der Halbinsel sich ausbildete. Ich bitte zu beachten, daß die römische Kultur kontinental entstand!

Keine Kultur der Vergangenheit bietet die charakteristischen Merkmale der Entstehung in dieser Richtung so wie die römische. In geographischer Hinsicht sehen wir sie aufwachsen über Latium, über Italien hinweg, an den Küsten entlang. Zum anderen beachte man das streng militärische Regiment, die soldatische Erziehung der Bürger, den Begriff der Pflicht als ein Wesensmoment der gesamten geistigen Kultur. Demgegenüber griechische Merkmale. Vor allem *die Entwickelung der Individualität* (Themistokles, Alcibiades, Perikles 2c.), also die Betonung der Variante. In Rom die Entwickelung der allgemeinen Gleichheit und Beschränkung der Individualität. In Griechenland Einzelwirkung, in Rom Massenwirkung.

Daher die Schicksale: Griechenland stets zersplittert, an der Zersplitterung auch zu Grunde gehend; Rom ein Ganzes — bis auch hier die gewaltige Ausdehnung die Erziehung der Individualität provoziert, woran es z. T. scheitert.

Der Wendepunkt der römischen Kultur liegt in der Eroberung Carthagos. Rom wird aus der kontinentalen eine maritime Macht. Jetzt tritt die peninsulare Lage, die in der Mitte des Mittelmeeres gelegene Heimat, in ihr Recht: Römische Kultur umspinnt die gesammten

Mittelmeerländer. Das Ausstrahlungszentrum der europäisch-asiatischen Kultur ward so von Griechenland nach Italien verschoben.

Ich muß hier etwas einschieben; wir werden sonst zu einseitig. Während nämlich die Ausdehnung der Kultur im Mittelmeer große Fortschritte machte und sehr geschwind vor sich ging, zog sich im Norden die Kultur kontinental langsam hin. Wie nun Rom begann, sein Kulturwerk nach Norden zu übertragen, traf es auf diese nordische Strömung.

Abgesehen von dieser direkt asiatischen Befruchtung, bleibt es sicher, daß die Kulturfortpflanzung von Italien aus schon in dem römischen Stadium wichtig und wesentlich war.

IV. Stadium. Während die europäisch-asiatische Kultur langsam in Mitteleuropa Fuß faßte und hier einheimisch ward, wälzte sie sich auf ihrer natürlichen Wanderstraße in ost-westlicher Richtung bis nach der Pyrenäen-Halbinsel. Und hier entstand das nächste Kulturausstrahlungszentrum.

Bis dahin lag der Schwerpunkt der kulturellen Fortpflanzung im Mittelmeer. Sowie er an den Rand des Mittelmeeres, auf die Scheide zwischen diesem und dem Atlantischen Ocean verschoben ward, stand die Kultur vor ihrem Wendepunkt: die neue, große Wasserbahn lag da, offen und weit. Spanien und Portugal war es vorbehalten (aus diesem Grunde), der europäisch-asiatischen Kultur die Gebiete der transatlantischen Gestade zu eröffnen — und daran gingen diese Länder zu Grunde; sie „übernahmen" sich. Aber das große Faktum war geschehen, war klar gestellt, der Schwerpunkt der europäisch-asiatischen Kultur hatte wie schon nach Norden, jetzt auch nach Westen das Mittelmeer verlassen. Und letztere Bewegung

war zunächst wichtiger. Es beginnt damit die zweite Epoche der europäisch-asiatischen Kulturgeschichte.

* * *

Die erste Epoche der europäisch-asiatischen Kulturgeschichte schneidet mit zwei Thatsachen ab:

1. Die Eröffnung der Europa umgebenden Meere, d. h. die Ausdehnung des europäisch-asiatischen Interessenkreises über die ganze Erde (Entdeckung Amerikas, des Weges nach Indien 2c.).

2. Die „Homogenisierung" der Kultur in Europa.

Letzteres Ereignis, nämlich die Anpflanzung der europäisch-asiatischen Kultur auf ganz Europa und die wesentliche Ausgleichung aller kulturellen Unterschiede in allen Staaten wurden durch die Renaissance erreicht. Mit den großen Erfindungen und Erkenntnissen der Renaissance erhält die europäische Kultur ihren überall gleichwertigen Charakter, über den ich oben des längeren gehandelt habe (S. 25). Die Homogenisierung wird durch Interessengleichheit (Religionskämpfe) und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst 2c. erreicht.

Wie also die Kulturen Griechenlands — als viele Staaten, aber als ein Ganzes von der einen Halbinsel hinzogen über das Mittelmeer, so ziehen mit der Renaissance die Kulturen der „Halbinsel" Europa hinaus, erst über das Atlantische Meer, dann durch den Indischen über den Großen oder Stillen Ozean.

In der Kultur heißt es: Interessenkreise schaffen Fortpflanzungsmittel, diese leisten die Ausdehnung der Kultur. Daher immer: 1. Entdeckung, 2. Entstehung der Bewegungs- und Verbindungsmittel, 3. Fortpflanzung, d. h. Ansiedelung. In der Entdeckung ringen die

Küstenmächte Europas um den ersten Preis: Spanien, Portugal, Holland, Dänemark, Frankreich, England. Und sicher ist es, daß nach Spanien und Portugal schon durch die geographische Bedingung England den Sitz des Schwerpunktes der europäisch-asiatischen Kultur am wirksamsten würde tragen können. — Damit stehen wir vor dem Problem Prof. Marshalls, nämlich, welche Rolle die englische Kulturvariante im Kreise der europäisch-asiatischen Kultur eingenommen hat, einnimmt und einnehmen wird. Wir beachten drei Punkte!

1. Ich stelle vor allem fest, daß England seine kulturelle Machtstellung ebenso wie so und so viele andere europäische Staaten erst nach dem Eintreten des oben erwähnten Homogenisierungsprozesses begründet hat, daß seine Machtstellung in kultureller Hinsicht in Europa selbst also niemals eine andere war, als die irgend einer anderen Variante der europäischen Kultur. Sie entspricht also genau der irgend eines der griechischen Staaten im Kreise der anderen.

2. Der geographischen Position nach ist England ein Inselgebiet, das Europa nach Amerika zu vorgelagert ist. Inseln — Erziehung zur Schiffahrt. Wir besprachen das oben. Diesem Punkte zufolge mußte England in der Entdeckungsgeschichte seine Glanzzeit haben. Und die hat es gehabt, darüber ist keine Frage. — Diese Thatsache der Inselgestaltung gab England Gewandtheit im Verkehr nach dem „Außen" des europäisch-asiatischen Kulturkreises, aber nicht nach dem „Innen" d. h. nach Europa selbst. Die englische Kultur hat den europäischen Festlandsvarianten gegenüber die Stellung eines Thorwächters, der jederzeit in die Stadt und vor allem auf die Landstraße sehen kann. Der Stadtbürger muß immer durch die Lücke der

Wächter schauen, wenn er nach außen blicken will (z. B. Londoner Börse 2c.).

3. Soweit die Lage nach innen; nach außen zu lagert das Kolonisationsproblem, das ich in einem eigenen Abschnitt besprechen will.

* * *

Europa ist innerlich betrachtet also der Sitz einer im wesentlichen homogenen Kultur. Diese beginnt nunmehr sich über die Erde hin auszudehnen, wie einst die Indiens nach Afrika und Amerika pilgerte, wie die Griechenlands über das Mittelmeer auszog.

In die Arbeit haben sich die Träger der Kultur geteilt. Die Erde ward in Kolonien zergliedert, die von den verschiedenen europäischen Staaten dirigiert werden. Die wichtigsten waren der Reihe nach 1. Spanien und Portugal, 2. Holland, 3. England. Neuerdings traten Frankreich und Deutschland dazu, während Spanien und Portugal ausfielen.

Die europäisch-asiatische Kultur ist auf dem Wege, von der ganzen Erde Besitz zu ergreifen, doch ist der Prozeß ein doppelseitiger. Wir haben einerseits Gegenden, in denen die europäisch-asiatische Kultur den alten Einwohnern aufgepfropft wird, und der Europäer nur als Lehrer und Nutznießer nebenbei ansässig wird (Fall a. klimatische Gründe z. B. Zentralafrika, Indien, Ostindischer Archipel 2c.; Fall b. Aufschwung der Eingeborenen, z. B. Japan) und zweitens die Erscheinung, daß der Europäer den Eingeborenen ganz oder fast ganz verdrängt und sich selbst dort ansiedelt. Im ersteren Falle spreche ich von indirekter, im letzteren von direkter Kulturfortpflanzung, im ersteren von indirekten und im zweiten von direkten Kolonien.

Die Geschichte der direkten Kolonien und Kulturfortpflanzungen ist von Natur bedingt und eine naturnotwendige. Es ist damit so wie mit der Geschichte der Erdbeeren. Eine alte Erdbeerpflanze sendet nämlich, wenn ihre Zeit gekommen ist und wenn sie sich stark fühlt, einen Ausläufer aus. Der faßt an seinem Ende Wurzel im Boden, aus der Wurzel kommt ein junges Pflänzlein. Das Pflänzlein ernährt sich aus der Wurzel, die Ausläufer verfaulen; das Pflänzlein ist selbständig geworden.

So ist es fast mit allen amerikanischen Kolonien gegangen. Für die südlichen lag der Grund in der Erschlaffung des Mutterlandes auf der Pyrenäen-Halbinsel. Für die Vereinigten Staaten paßt aber die Geschichte der Erdbeeren ganz genau. Und es ist auch ganz natürlich, daß hier der Prozeß sich so gestaltete. Ein anderer Boden brachte eben eine andere Variante der Kultur hervor.

Anders die Geschichte der indirekten Kolonien. Diese werden immer aufs neue vom Mutterlande mit frischen Kulturträgern besiedelt. Da bleibt der Zusammenhang mit der Mutterkultur fort, bis etwa die Eingeborenen sich zur Höhe der Selbständigkeit aufgearbeitet haben. Dann schneiden sie den Ausläufer durch, d. h. sie thun die Europäer heraus.

Aus alledem geht hervor, daß es sich in der Kulturfortpflanzungsfrage im Sinne der Kolonisation jenseit des Meeres darum handelt, wie fest der Zusammenhang mit dem Mutterlande einerseits, wie weit die Selbständigkeit des Kultursprosses andererseits gediehen und endlich wie groß die kulturelle Kraft des Mutterlandes ist. Berücksichtigen wir bei der Besprechung dieser Fragen vor allem die drei Gebiete England, Spanien, Deutschland.

Der Zusammenhang mit dem Mutterlande wird teilweise gegeben durch die staatliche Freiheit oder Unfreiheit der Kolonialkulturen. Von

Griechenland, das Individualitäten erzog, fielen die Kolonien leicht ab. Für Rom war der Zusammenhang durch die strenge Bürger-, Soldaten- und Beamtenerziehung gesichert. — In diesem Punkte steht Deutschland dem alten Rom gleich, England Griechenland. Jeder englische Kolonialbeamte, Konsul 2c. kann machen, was er will. Macht er es gut, dann wird er Lord, macht er es schlecht, dann entfernt man ihn. Jede Kolonie hat demselben System zufolge eine eigentliche und bei Lichte betrachtet eigene Verfassung, ein eigenes Regiment.. —

Nun dasselbe in anderer Richtung. England als erste Maritimmacht erhält den Schutz aufrecht durch eine Flotte, einen großen Faktor. Aber die Macht dahinter fehlt: die guten Soldaten. Insel- und Halbinselvölker sind meist gute Marinemächte, aber schlechte Landsoldaten (Karthago und England), die Halbinselvölker jedoch, die auch nach rückwärts sehen müssen, die erst im Inlande erzogen werden und erst in späteren Zeiten zum Marinedienst, sind auch ausgezeichnete Soldaten des Landkrieges. Das Menschenmaterial mag bei den Inselvölkern gut sein, die geistige Erziehung (Offiziere und Kriegserfahrung) taugt meist nichts. Deutschlands Flotte, einmal auf die Höhe der englischen gebracht, — und hoffen wir nur von Herzen, daß das bald geschieht, — wird der englischen leicht die Spitze bieten können, Englands Soldaten den Deutschen nie — dies nur zum Vergleich.

Wiederum das Gleiche: der Zusammenhang mit dem Mutterlande wird auch bedingt durch mütterliche Sorge, mütterliches Verständnis. Wenn England z. B. immer noch nicht den Weg fand, für Indien durch künstliche Drainage eine Sperre vor die immer wiederkehrenden Hungersnöte zu legen, so fehlt die mütterliche Fürsorge. — Wieder anderes: Wenn englische Kapitalisten die wertvollen Minen und Felder von Transvaal ausbeuten und immer allen Ertrag nach London

tragen, wobei der Bur arm an Kultur bleibt, so ist nur ein sehr kümmerlicher Zusammenhang geboten. Und wenn heute der Engländer die staatliche Oberhoheit über dies Land, das ihm nur geben soll, dem es aber nichts lassen will, verlangt, so ist das ein kultureller Nonsens, der beweist, daß das große politische England die Kulturfragen ebenso wenig versteht, wie sein Geschichtsprofessor Marshall. Denn erst bringt man Kultur hin, erzieht die Eingeborenen zum Verständnis durch Schulen, Kulturleistungen 2c. Man steckt eine Frucht in das Land, dann erst kann man ernten. Einen Kontinentalstaat aber ohne kontinental erzogene Landarmeen einfach erobern wollen bloß um elenden Mammons willen, absolut ohne Berücksichtigung der kulturellen Fragen, geht für eine Marinekultur nicht, denn es fehlt der kulturelle Ausläufer. Es geht in diesem Falle höchstens momentan. (Vereinigte Staaten!)

Im gleichen Sinne beantworten sich die Fragen nach der Selbstständigkeit der Kultursprossen selbst. Sobald die Mutterkultur für sie sorgt, bleiben sie hangen; müssen sie selbst für sich sorgen, so fallen sie ab. Kolonien haben nun im großen und ganzen einen materiellen Kulturwert, dagegen die Mutterkulturen in Europa einen mehr geistigen. Das haben beide voneinander zu empfangen, in dem Punkte liegt der Austausch. — Auch in dieser Hinsicht thut England nicht genug für seine Kolonien, sondern überläßt sie zu sehr sich selbst. Jede Expedition, die hinausgesandt wird, Boden, Pflanzen, Tiere und Menschen zu untersuchen und die die Mühen gesammelten Materials daheim verarbeitet, bedeutet eine solche geistige Leistung der Mutterkultur, der ein materieller Austausch seitens der Kolonie folgt. Wie viel thut Deutschland dafür, wie wenig England. Der Kaufmann allein thut es nicht. Man kann eben nicht ohne Kenntnisse und aus unbehauenen Baumstämmen ein Haus bauen.

Endlich die dritte Frage, wie weit die Kraft des Mutterlandes reicht. Teilweise ward das schon durch das über die Militärwirtschaft Gesagte beantwortet. Andererseits ist die Gefahr, durch ein Zusammenbrechen der kulturellen Macht im Mutterlande die Zügel auch sonst zu verlieren, durch Spaniens jüngstes Schicksal geboten und illustriert. In diesem Punkte ist zu bemerken, daß England ein ganz gewaltiges kulturelles Machtmittel in seiner Börse in den Händen hat.

Eine weitere hierher gehörige Sache ist es, ob England genug Menschenmaterial besitzt, um auf die Dauer die Kulturleistung bewältigen zu können. Es ist ein bedrohliches Zeichen, daß ein großer Teil der englischen Schiffe deutsche Matrosen verwendet.

Fassen wir alles zusammen, so sehen wir, daß die kulturellen Aufgaben Englands zum Teil sehr schwer für Staat und Volk zu lösen sind.

Alles das behandelt aber zuletzt doch nur eine Kulturvariante und diese nur im weiten Sinne. Es werden hier ja nur Gesichtspunkte aufgestellt, aber sie werden anregen und sie müssen erwähnt werden, weil sie einer vergaß — nämlich der große, englische Gelehrte, da er England mit Rom verglich.

V.

Schluss.

Die meisten Leser werden in diesem Heft vielleicht nicht gefunden haben, was sie erwarteten. Es thut mir leid, aber es ist nicht zu ändern, daß ich mehr der Pflicht einer Aufklärung als der Sucht zu prophezeien zu gehorchen habe.

Viele auch werden vieles vermissen. Zum mindesten höre ich jetzt schon den Vorwurf, daß ich zu viel von der Kultur und zu wenig vom Menschen, zumal vom Nationalcharakter gesprochen habe. Da will ist zur Aussöhnung noch eines nachtragen.

Vergleichen wir wiederum England mit Deutschland! Der gute Deutsche — Michel nennt man den braven Gesellen meist — läßt sich rufen, geht hin, arbeitet, grüßt und — läßt sich auch wieder nach Hause schicken. John Bull setzt sich hin, läßt den Gerufenen kommen, arbeiten, steckt das Resultat ein, lächelt freundlich und sagt: „Michel, jetzt geh' wieder!" — Wie gesagt, Michel geht.

So zieht der Deutsche in die Welt und schafft und arbeitet wie keine zweite Nation arbeiten kann. Heil uns, das wir das sagen dürfen! In allen Ländern wird der brave Deutsche gesucht und verwertet. Als Lasttiere sind wir vorzüglich angeschrieben. Keinem Volke der Erde ist eine so gewaltige Kulturleistung zu verdanken wie

uns. — Aber auch keiner besitzt so wenig das Vermögen, sich die Achtung und den Respekt der anderen zu erobern. Wehe darüber!

Man gehe hinaus! Da sitzt der protzige Engländer und vertritt mit Würde sein Old England, da glänzen die Augen der Franzosen, wenn er von seiner Nation, seiner „patrie" erzählt, der Spanier gerät in Schwermut und der Italiener ergreift die Mandoline. Und der Michel? Der sitzt daneben mit offenem Munde, staunt und versinkt dann in Grübeleien darüber, ob wohl beim nächsten Geburtstag des deutschen Kaisers in Bayern es wieder verboten wird, daß auf öffentlichen Gebäuden geflaggt wird, daß nicht nur die deutsche, nein, auch die bayerische Fahne den Tag eines Volksfestes verkünde. — Ja, Michel, so siehst du aus im Verein der anderen.

Ich meine nicht, daß du gleich so werden sollst wie der übermäßig stolze und sich selbst verherrlichende Engländer, der Kriege führt, die nur seine Selbstüberschätzung begründet wie den in Südafrika, der, wie er auch geht, nie zu einem ersprießlichen Ende für ihn führen kann. — Nein, so werde nicht!

Auch suche deine Größe nicht im Schwärmen für die Gerechtigkeit, sondern anstatt für die Buren zu jauchzen, solltest du in Zorn geraten und schweren Schmerz empfinden über die Ohrfeigen, die gerade jetzt wieder Old England dir gegeben. Siehe, da solltest du dich aufbäumen. Statt für Transvaal zu schwärmen, gehe hin und verlange für Deutschland Flotten, gehe selbst hin zu unserm Kaiser, aber warte nicht ab, bis die Regierung die Schiffe dem Reichstage abgehandelt und abgeschachert hat.

Siehe, da lerne! Werde stolz, Michel, werde stolz!!!

* * *

Und die Zukunft Englands?

England wird sicherlich noch viele Prügel, physische und geistige, beziehen, England wird manche Kolonie einbüßen, aber England wird ebenso sicher noch lange fortbestehen, bis es — vielleicht — an der Selbstüberhebung zerschellt.

Die Preise der einzelnen Hefte sind sehr niedrig gestellt worden, um die Anschaffung nach Möglichkeit zu erleichtern.

So möge denn die Freie Warte allen jenen, die den Pulsschlag ihrer Zeit verstehen, die echte Kinder ihrer Zeit sein wollen, ein Führer und Wegweiser sein auf den Pfaden, die zur geistigen Erkenntnis führen!

Der Herausgeber:
Dr. Ludwig Jacobowski,
Berlin.

Der Verleger:
J. C. C. Bruns' Verlag,
Minden i. W.

Als erste Hefte sind erschienen:

Ernst Haeckel und seine Gegner.

Von Dr. Rudolf Steiner. — Preis 1 M.

Sittlichkeit!?!

Von Dr. Matthieu Schwann. — Preis 60 Pf.

Die Zukunft Englands.

Eine kulturpolitische Studie. Von Leo Frobenius.

Den vorliegenden Bändchen werden sich binnen kurzem die folgenden anschließen:

Das moderne Lied.

Von Wilhelm Mauke.

Die Erziehung der Jugend zur Freude.

Von Fr. von Borstel.

Schiller contra Nietzsche.

Von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Hat das deutsche Volk eine Litteratur?

Von Dr. Ludwig Jacobowski.

Der Ursprung der Moral.

Von Leo Frobenius.

Bestellungen auf Einzelschriften sowohl als auf die ganze Sammlung der Freien Warte nehmen alle Buchhandlungen entgegen. Wo keine Buchhandlung ist, wolle man sich direkt an die Verlagsbuchhandlung wenden.